

TURNERS *Thesen*

**FH-Ambitionen
Einhalt gebieten**



VON GEORGE TURNER,
WISSENSCHAFTSSENATOR A.D.

Die nachgiebige Haltung der Politik gegenüber dem Bestreben der Fachhochschulen, sich den Universitäten anzunähern, wird zu einer Unbezahbarkeit führen. Zu erkennen ist eine deutliche Salamiaktik: Die Behandlung beider Hochschularten in einem einheitlichen Gesetz, das Etikett „wissenschaftlich“ auch für die Fachhochschulen, das Diplom ohne den Zusatz (FH) sind bereits erworbene Errungenschaften.

Dazu kommt die Selbsternennung zu „Universities of Applied Sciences“. Und nun ist das eigene Promotionsrecht das Ziel. Nachdem alle Argumente nicht überzeugen, wird ein neues hervorgezaubert: Man müsse in Bereichen, in denen man in kooperativen Verfahren mit Universitäten nicht promovieren kann, für eigenen Nachwuchs sorgen. Das sind im Zweifel Disziplinen, die nicht reif für Dissertationen sind. Und das wollen ausgerechnet die FHs ändern.

Mag die neue Strategie auch noch so schwach sein – und gefährlich für das Wissenschaftssystem –, ist die hypertrophe Vorstellung doch, man könne der „gebündelten wissenschaftlichen Kraft“ von Fachhochschulen das Promotionsrecht nicht verweigern. Kein Wort dazu, dass die Großkaliber der Forschung wie Max-Planck-Gesellschaft, Helmholtz- und Leibniz-Gemeinschaft sehr gut mit der Kooperation in Promotionsverfahren mit den Universitäten zurechtkommen.

Die Versicherung, nur forschungsstarken Fachvertretern von Fachhochschulen werde das Promotionsrecht gewährt, wird bald vergessen sein. Auch nachrangige FHs werden Druck auf ihre Wahlkreisvertreter ausüben, dass man auch an „ihrer“ Einrichtung den Dr. machen kann. Dem wird nachgegeben werden – es geht ja um Wählerstimmen.

Das aber ist nicht das Ende der Fehlentwicklung. Wenn bisher die Mehrheit der FH-Professoren nicht durch Forschungsergebnisse aufgefallen ist, sei dies darauf zurückzuführen, dass sie ein so hohes Lehrdeputat hätten. Dies sei auf das Maß zu reduzieren, wie es den Universitätsprofessoren auferlegt werde. Das aber geht ins Geld. Mit einer Verringerung der Lehrverpflichtung geht auch die Zahl der aufzunehmenden Studierenden zurück. Um das zu vermeiden, müssten die Personalrats aufgestockt werden.

Das Ergebnis, ein unbezahlbares Hochschulsystem, ist dann ein weiteres Beispiel dafür, wie eine Hochschulart, deren Absolventen früher mit das Rückgrat der deutschen Wirtschaft bildeten, durch das eigensichtige, prestigeträchtige Verhalten von Funktionären beschädigt wird und das deutsche Hochschulsystem die Balance verliert. Einhalt gebieten können, wie gelegentlich schon in der Vergangenheit, nur die Finanzminister.

— Wer mit dem Autor diskutieren möchte, kann ihm eine E-Mail senden: george.turner@t-online.de

Nie wieder auf die Beine

Prothesen sollen Amputierten helfen, landen aber bei vielen schnell im Schrank. Doch nicht die Technik, das System versagt

VON SUSANNE DONNER

Petra W. ist eine Frau mit fein geschliffenen Nägeln und akkurat frisiertem aschblondem Haar. Eine, die sich freut, wenn man ihr sagt, sie sähe aus wie 50. Aber sie ist 87 und sitzt im Rollstuhl mit nur einem Bein, dem linken. Auf die Frage nach ihrem Befinden sagt sie: „Es ist nicht mehr so schön“, oder „wenn man das Schlechte weglässt, geht es irgendwie gut.“ Ihr Optimismus ist erloschen. Dabei hatte sie nach der Amputation vor zwei Jahren noch fest vor, wieder laufen zu lernen.

Aber kaum war sie von der OP heimgekehrt, bauten sich Hürden über Hürden vor ihr auf. Ihre gesetzliche Krankenkasse wollte zunächst kein Kunstbein bezahlen. Monate vergingen. Ihr Mann kämpfte, mit Erfolg. Mit dem Bein, eingewickelt in einen blauen Sack, fuhr Petra W. zur Physiotherapeutin. Doch die hatte keine Ahnung von Kunstbeinen, war beim Anlegen hilfloser als Petra W. selbst. Später hieß es, das Bein passe gar nicht. Inzwischen lag die OP schon über ein Jahr zurück. Wieder kämpfte ihr Mann mit der Krankenkasse, wieder kam ein Bein. Doch um zu lernen, wie es zu ihrem Bein werden könnte, fehlte plötzlich die Stütze: Petras Mann wurde demenz, musste in ein Pflegeheim. Heute liegen in Petra W.s Schrank zwei blaue Säcke.

Pech? Schicksal? Die Ausnahme von dem Hollywood-Happy-End-Narrativ, nach dem ein dramatisch Verunglückter dank Prothese und eisernem Willen bald wieder lächelnd durchs Leben geht? „Es gibt keine systematischen Daten über die Anzahl der Amputierten, die es auf eine Prothese schaffen“, sagt Melissa Beirau, Ärztin für Unfallchirurgie am Unfallklinikum Berlin. „Und es interessiert auch niemanden.“ Nur eine Studie der Pflegewissenschaftlerin Uta Gaidys von der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg gibt es. 2013 befragte sie mithilfe zweier gesetzlicher Krankenkassen 515 Amputierte und zwar bis zu vier Jahre nach der Amputation. Die allermeisten, 87,1 Prozent, hatten eine Prothese. Aber weniger als die Hälfte – 41,4 Prozent – konnte damit gut genug gehen, um den Alltag zu meistern. Viele liefen trotz Prothese kaum mehr als wenige Minuten.

Zwei Drittel sind nach dem Eingriff deshalb auf die Hilfe von Angehörigen oder Fremden angewiesen. Kochen, waschen, Erledigungen außer Haus – vieles gelingt ihnen fortan nicht mehr alleine. Als wichtigste Ursache ihrer Pflegebedürftigkeit beklagen sie, dass sie zu wenig laufen können. Dabei hätten viele sogar zwei verschiedene Kunstbeine für die amputierte Gliedmaße, sagt Andrea Vogt-Bolm, Leiterin des unabhängigen Vereins Ampu Care. Aus Gaidys' Studie geht hervor, dass ein großer Anteil, 87 Prozent, die Prothese sogar zwei- bis sechsmal pro Woche anlegt. Aber dann kommen sie offensichtlich nicht weit. „Die meisten tragen sie nur ein paar Minuten. Sonst liegen sie im besagten blauen Sack herum“, sagt Vogt-Bolm.

Der Chirurg Bernhard Greitemann entfernt selbst Gliedmaßen von Patienten, und er leitet eine Rehaklinik bei Osnabrück. Ihm missfällt die Geschichte von den unnützen Prothesen: Gut 80 Prozent



Ersatz-Los. Es gibt die ausgeklügeltsten Prothesen, die Aussehen und Bewegung von Füßen oder Beinen täuschend echt nachahmen. Doch oft bleibt das beste Kunstbein ungenutzt, weil die Hürden für Patienten zu hoch sind, um den Umgang damit zu lernen. Foto: Arno Burgi/dpa

der Amputierten verließen seine Klinik auf der Prothese. Sie könnten laufen und Treppen steigen. Aber wie weit sie auf dem Kunstbein im Alltag wirklich kommen und wie weit sie damit Jahre später gehen, weiß er nicht, räumt er ein.

Der Medizintechnikkonzern Otobock in Duderstadt habe sich geschockt gezeigt, als Gaidys ihre Studie dort persönlich vorstellte, berichtet sie. Auch für sie selbst war der Besuch ein Schock: „Ich ging in diese Eingangshalle und dachte, hier geht es ins Space Shuttle. Das war unglücklich.“ Es gäbe Prothesen, die sich per Smartphone biegen und strecken. Solche, mit denen man schneller läuft als normal, solche, die beim Hinsetzen und beim Aufstehen aktiv nachhelfen. Die Werbung der Medizintechnikhersteller zeigt Amputierte im Anzug, auf der Sonnenseite der Karriere, dynamisch, lächelnd.

Petra W. lächelt nicht. „Die Chirurgen hören es nicht gerne, aber ein wichtiger Grund ist, dass zu spät und dann scheinbarweise amputiert wird. Großer Zeh, Vorfuß, Unterschenkel, Oberschenkel, dann das andere Bein“, sagt Gaidys. Die Operierten seien dann durch das lange Siechtum und die ständigen Eingriffe geschwächt und unfit. Wenn sie eine Prothese brauchen, schaffen sie es oft, trotz bestem Willen, nicht mehr und enden im Rollstuhl. Der typische Betroffene habe Dutzende Eingriffe hinter sich, sagt Vogt-Bolm.

Der Vorwurf der zu zögerlichen Amputierungen steht im Widerspruch zu den Verlautbarungen der Fachgesellschaften: Die Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin schreibt, die meisten Amputationen bei Diabetikern könnten mit gefäßerhaltenden Maßnahmen abgewendet werden. Das sei auch bei Patienten mit Durchblutungsstörungen der Fall, sagt die Deutsche Gesellschaft für Angiologie für ihr Patientenkiel. Beide Krankheiten sind mit Abstand die wichtigsten Ursachen für Amputationen.

Das Entfernen einer Gliedmaße gilt schon lange als Versagen des Arztes. Für (zu) späte Amputationen kommen aber auch andere Motive in Frage. Beinerhaltende Behandlungen bringen mit Abstand das meiste Geld im Vergütungssystem. Und weil es für Chefärzte mitunter umso mehr Gehalt gibt, je mehr sie behandeln, haben auch sie ein Interesse an der einträglichen Taktik.

„Immer wieder ist von Salamiaktik die Rede“, sagt Unfallchirurg Bernhard Greitemann. „Aber diese Kritik trifft so nicht zu. Natürlich gibt es Revisionen nach Amputationen. Aber oberstes Ziel muss auch aus Gründen der Mobilität der Erhalt der

Gliedmaßen sein. Ohne Vorfuß kann man ohne Prothese laufen, ohne Oberschenkel nicht mehr.“

Im Fall von Petra W. ist die Antwort auf die Frage, wieso sie nicht mehr läuft, wohl ohnehin eine andere. Das hängt damit zusammen, dass es zwei Klassen von Amputierten gibt: die gesetzlich Versicherten und die Berufsunfallpuffer. Wer beruflich bedingt etwa auf dem Weg zur Arbeit verunglückte und ein Bein verlor, für den wird alles getan, damit er wieder auf die Beine kommt. Die Berufsgenossenschaft will keine teure Berufsunfähigkeit bezahlen und erstattet dafür gewöhnlich anstandslos Prothesen und die Rehabilitation. „Diese Menschen lernen fast immer auf einer Prothese zu laufen“, sagt Beirau.

Aber die meisten Amputierten zählen nicht zu den Glücklichen. Sie haben ihr Bein aufgrund eines Diabetes oder einer Durchblutungsstörung, seltener infolge eines Tumors verloren, wofür die gesetzliche Krankenkasse aufkommen muss. „Standard ist, dass die Erstattung der Prothese dann insbesondere bei den Über-60-Jährigen erst einmal abgelehnt wird“, sagt Beirau. „Dann muss man ein Widerspruchsverfahren einleiten.“ Das zieht sich hin. Unterdessen hockt der amputierte Patient bereits im Rollstuhl in seiner Wohnung. Die wenigen vorhandenen Muskeln schwinden. Er beginnt seinen Alltag mit fremder Hilfe im Rollstuhl zu bestreiten. Dann bewilligt die Krankenkasse womöglich nach Monaten ein

„Auf einer Prothese laufen zu lernen, ist selbst für einen frisch operierten Leistungssportler knochenharte Arbeit, für die er starken Willen braucht“, sagt Beirau. „Krebspatienten werden oft sehr hoch amputiert“, sagt Greitemann. Sie sind zwar meist jung, aber bei einer Oberschenkelamputation ist es eben schwierig, auf einer Prothese laufen zu lernen.“

Nur Unfallpuffer bekommen nach der Amputation ungefragt das Intensivprogramm. Am Unfallklinikum Berlin hat jeder Patient sogar seinen eigenen Therapeuten. Das Training findet in kleinen Gruppen von drei bis fünf Personen statt. „Das ist Luxus. Wenn die gesetzlich Versicherten das bekämen, könnten viel mehr Amputierte besser laufen“, meint Beirau. Die Versicherten trainieren die Arm- und Beinmuskeln im Fitnessstudio. Sie bekommen täglich Physiotherapie und lernen in der Gehschule an Spezialgeräten laufen. „Die Krönung ist, mit der Prothese auf eine Matte zu fallen und wieder alleine aufzustehen. Davor haben viele im Alltag Angst“, erklärt Greitemann.

Die Zwei-Klassen-Reha ist ein sich selbst erhaltendes System. Manches Berufsunfallpuffer bekommt zum x-Ten Mal eine Kur, wie Jörg P. (67). Seit einem Motorradunfall in der Ausbildung ist er ober-schenkelamputiert. Mit seiner neuen Prothese hat ihn die Berufsgenossenschaft zur Kur in die Unfallklinik Berlin geschickt. P. wankt, zieht das linke Bein nach, als wäre es aus Holz, starr und unbeweglich. Eigentlich dürfte mit seiner modernen Prothese sogar Treppensteigen kein Problem sein – vorausgesetzt der Träger weiß das Kniegelenk auszulösen. „Mit der Ferse auftreten und sich dann mit Kraft vom Ballen abdrücken“, sagt Orthopädietechniker Christian Hartz. Doch Jörg P. setzt mit leiser Angst im Gesicht den gesunden Fuß auf die Stufe und führt das Kunstbein starr seitlich nach. „Er hat es sich anders angewöhnt“, sagt Hartz. Zuhause komme er mit Prothese „ein paar Meter weit“, sagt P. Zwar wolle er durchaus besser laufen lernen, „ich habe aber meine Zweifel.“

Auch das ist ein Teil der Wahrheit: Selbst bei optimaler Unterstützung hängen 50 Prozent des Erfolgs von der Einstellung ab, sagt Hartz. Ob man es Motivation, Mut oder Willenskraft nennt – ohne schafft es keiner auf die Beine. Nachdem Petra W. ihren Mann an die Demenz verloren hatte, war auch ihr Wille gebrochen. Klingeln die Nachbarn bei ihr, kann sie die schwere Wohnungstür meist nur einen Spalt breit aufdrücken. Über das Kunstbein reden Besucher besser nicht mehr. Sonst kommen die Tränen.

müssen die gesetzlich Versicherten kämpfen. Sollten sie je in einer Rehaeinrichtung landen, hat der Körper schon so abgebaut, dass drei Wochen Kur – so viel wird in der Regel gewährt – niemals reichen, um vom Rollstuhl in den freien Stand zu kommen. „Auf einer Prothese laufen zu lernen, ist selbst für einen frisch operierten Leistungssportler knochenharte Arbeit, für die er starken Willen braucht“, sagt Beirau. „Krebspatienten werden oft sehr hoch amputiert“, sagt Greitemann. Sie sind zwar meist jung, aber bei einer Oberschenkelamputation ist es eben schwierig, auf einer Prothese laufen zu lernen.“

Nur Unfallpuffer bekommen nach der Amputation ungefragt das Intensivprogramm. Am Unfallklinikum Berlin hat jeder Patient sogar seinen eigenen Therapeuten. Das Training findet in kleinen Gruppen von drei bis fünf Personen statt. „Das ist Luxus. Wenn die gesetzlich Versicherten das bekämen, könnten viel mehr Amputierte besser laufen“, meint Beirau. Die Versicherten trainieren die Arm- und Beinmuskeln im Fitnessstudio. Sie bekommen täglich Physiotherapie und lernen in der Gehschule an Spezialgeräten laufen. „Die Krönung ist, mit der Prothese auf eine Matte zu fallen und wieder alleine aufzustehen. Davor haben viele im Alltag Angst“, erklärt Greitemann.

Die Zwei-Klassen-Reha ist ein sich selbst erhaltendes System. Manches Berufsunfallpuffer bekommt zum x-Ten Mal eine Kur, wie Jörg P. (67). Seit einem Motorradunfall in der Ausbildung ist er ober-schenkelamputiert. Mit seiner neuen Prothese hat ihn die Berufsgenossenschaft zur Kur in die Unfallklinik Berlin geschickt. P. wankt, zieht das linke Bein nach, als wäre es aus Holz, starr und unbeweglich. Eigentlich dürfte mit seiner modernen Prothese sogar Treppensteigen kein Problem sein – vorausgesetzt der Träger weiß das Kniegelenk auszulösen. „Mit der Ferse auftreten und sich dann mit Kraft vom Ballen abdrücken“, sagt Orthopädietechniker Christian Hartz. Doch Jörg P. setzt mit leiser Angst im Gesicht den gesunden Fuß auf die Stufe und führt das Kunstbein starr seitlich nach. „Er hat es sich anders angewöhnt“, sagt Hartz. Zuhause komme er mit Prothese „ein paar Meter weit“, sagt P. Zwar wolle er durchaus besser laufen lernen, „ich habe aber meine Zweifel.“

Auch das ist ein Teil der Wahrheit: Selbst bei optimaler Unterstützung hängen 50 Prozent des Erfolgs von der Einstellung ab, sagt Hartz. Ob man es Motivation, Mut oder Willenskraft nennt – ohne schafft es keiner auf die Beine. Nachdem Petra W. ihren Mann an die Demenz verloren hatte, war auch ihr Wille gebrochen. Klingeln die Nachbarn bei ihr, kann sie die schwere Wohnungstür meist nur einen Spalt breit aufdrücken. Über das Kunstbein reden Besucher besser nicht mehr. Sonst kommen die Tränen.

Rezo zitiert sauberer als so mancher Minister

Kurz vor der Europawahl taucht überraschend ein einstündiges Video des Youtubers Rezo auf, das die Politiker und die Parteien für ihr Nicht-Handeln eloquent und scharf kritisiert, sie damit überrascht und sogar in die Defensive bringt. Innerhalb weniger Tage wird es 10 Millionen Mal gesehen und alle versuchen – mehr oder weniger hilflos – zu reagieren.

Jedenfalls kann Rezo in seinem Video – und auch im dem Folgevideo mit 70 Youtubern – sauberer zitieren als so manche Bundesminister oder Landespolitiker. Diese empfinden eine Überprüfung von (fehlenden) Zitaten in ihren Doktorarbeiten oft lediglich als lästig und wollen sie als unsachlichen Angriff auf ihr Politikerdasein wegreden.

Das macht die Youtuber weder zu Politikern noch zu Wissenschaftlern, das ist aber auch nicht ihr Anspruch. Sie fordern stattdessen sachgerechtes Handeln der Politiker abgeleitet richtigerweise von Ergebnissen der Wissenschaft. Nicht zu handeln ist ihr Vorwurf an die etablierten Parteien.

Politik soll gestalten, aber nicht frei von Erkenntnissen der Wissenschaft zum Klimawandel. Eine Kohlendioxid-Steuer einfach nicht einzuführen, weil sie Lobby-Verbänden wegen des daraus entstehenden Innovationszwangs

nicht gefällt, oder den Kohle-Ausstieg wegen der anstehenden Wahlen in die Mitte des Jahrhunderts zu verschieben, kommt nicht an. Es zeigt vielmehr die allgemeine Ideenlosigkeit der Politik zu den zukünftigen Arbeitsplätzen der Menschen in den vom Kohle-Ausstieg betroffenen Regionen.

POSITION

Politik soll gestalten, aber nicht frei von Erkenntnissen der Wissenschaft zum Klima

VON CHRISTIAN THOMSEN



Foto: David Aussenhofer/TU Berlin

Die Regierung vernachlässigt die Verpflichtung, sich um das Wohl aller zu bemühen. Bewusst ignoriert wird dabei die vielfache wissenschaftliche Erkenntnis, dass der Klimawandel nur zu bewältigen ist, wenn jetzt gehandelt wird. Und genau das fordern Rezo und die Beteiligten der Fridays-for-Future-Bewegung.

Das Rezo-Video ist auch kein Video gegen die CDU, sondern eines gegen das be-

hänge und vermeintlich an Wählerstimmen orientierte Verhalten der sogenannten etablierten Parteien. Sie berufen sich auf die am Anfang einer Legislaturperiode verhandelten Koalitionsverträge, anstatt entstellende Notwendigkeiten und Interessen der Gesellschaft aufzugreifen, parlamentarisch zu diskutieren und dann

zierten und zitierten Fakten der Wissenschaft wahr? Es fragt sich aber auch, was die Universitäten und die Wissenschaften anders oder besser machen können, damit ihre soliden Ergebnisse nicht einfach von den Entscheidungsträgern in der Politik ignoriert werden? Der Austausch der Wissenschaft mit der Gesellschaft wird in Zukunft wichtiges Element von Wissenschaftskommunikation sein, so wie es sich die Technische Universität Berlin und die Berliner Universitätsallianz auf die Fahnen geschrieben haben.

Nun, man kann auch einiges an dem Video kritisieren. Die gezeigten kläglichen Auftritte der Drogenbeauftragten oder der Regierungssprecher sind Zeichen der Überforderung und der Nicht-Befassung mit dem Thema durch die Verantwortlichen, aber nicht charakteristisch für die Parteien. Vielmehr ruft solche Auftritte nach besser vorbereiteten und qualifizierten Politikern, die sich mit den wichtigen gesellschaftlichen Themen ernsthaft befassen und für die Parteien arbeiten und damit für uns Bürger handeln.

— Der Autor ist Physiker, habilitierte an der Technischen Universität München und ist seit 2014 Präsident der Technischen Universität Berlin.

Die Unis bleiben voll

Kultusminister: Stabile Anfängerzahlen im Jahr 2030

Trotz der Verlängerung der Schulzeit in einigen Bundesländern bleibt die Studienanfängerzahl mittelfristig stabil. Nach einer am Freitag veröffentlichten Prognose der Kultusministerkonferenz (KMK) ist für das Jahr 2030 mit 510 300 Erstimmatrikulationen zu rechnen. 2018 waren es nach Zahlen des statistischen Bundesamts 510 400. Ein zwischenzeitliches Tief soll sich aus dem Abschied vom Turbo-Abitur ergeben, der ab Mitte der 20er Jahre zum Tragen kommt.

Flächendeckend zurückgekehrt zum Abitur nach neun Jahren sind bereits Bayern und Niedersachsen, in diesem Jahr folgen Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen. Dies werde 2025 zu einem Absinken der Zahlen auf knapp 490 600 führen, prognostiziert die KMK. Doch dann soll es wieder bergaufgehen – bis 2030 sei damit zu rechnen, dass wieder das derzeitige Niveau erreicht wird. Ausschlaggebend ist die anhaltend hohe Studierneigung: Die KMK geht davon aus, dass der Trend zum Wechsel von der Grundschule auf das Gymnasium anhält – beziehungsweise auf Sekundarschulen, an denen nach dem Mittleren Schulabschluss bis zum Abitur weiter gelernt wird.

Ins Gewicht fallen zunehmend aber auch „neue“ Gruppen: Zum einen steigt die Zahl der Studienanfängerinnen und

–anfänger, die ihre Hochschulzugangsberechtigung im Ausland erworben haben: Waren es im Jahr 2012 noch 84 400, brachten 2017 schon 111 100 ihr Abi aus dem Ausland mit. Zum anderen wächst die Gruppe der Studierenden, die keinen klassischen Hochschulzugang haben, sondern sich beruflich qualifizieren oder mit einer Begabten- oder Externenprüfung an die Universität oder Fachhochschule kommen. 2012 waren dies 13 000 Personen, 2017 bereits 14 600.

Die neuen Zahlen der KMK kommen drei Wochen nachdem Bund und Länder das Nachfolgeprogramm des Hochschulpakts 2020 beschlossen haben. Mit dem Bund-Länder-Programm wurden seit 2007 Hunderttausende neuer Studienplätze aufgebaut. Die Mittel aus dem neuen Programm, Zukunftsvertrag genannt, werden nur noch zu 20 Prozent für zusätzliche Studierende gezahlt. Weitere 20 Prozent fließen pro Absolvent und 60 Prozent für Studierende in der Regelstudienzeit (plus zwei Semester).

Angesichts der bis 2030 stabilen Zahlen werde es für den Zukunftsvertrag darum gehen, „die bestehenden Hochschulkapazitäten sowohl quantitativ als auch qualitativ dauerhaft zu sichern“, teilte HRK-Generalsekretär Udo Michallik am Freitag mit. AMORY BURCHARD